

Kleines ABC des Enzyklopädischen

Das kleine metaenzyklopädische Wörterbuch hat eine ›Société de Gens de Lettres‹
kompiliert:

Madeleine Herren (mh.) — Martin Rüesch (mr.) — Ines Prodohl (ip.) — Paul
Michel (pm.) — François de Capitani (fdc.) — Tobias Zimmermann — Team (red.)

Erschienen in *reformatio* 53 (2004)

Aal. Bis 6 kg schwerer Speisefisch, der im Alter von 4 bis 5 Jahren aus den Flüssen ins Meer wandert, dort laicht und dann verendet, während die Jungtiere – große Hindernisse überwindend – in die Flüsse der Elterngeneration zurückwandern. Woher der Aal dieses Orientierungsvermögen hat, weiss man nicht genau, hingegen, dass er sich gerne in der Aare, sowie in der Nähe der uralten deutschen Krönungsstadt Aachen und der württembergischen Amtsstadt Aalen aufhält. Merkwürdigerweise findet man englische Aale nicht in diesem Umfeld.

Würde der Aal sich im Kreise der mit ihm verwandten Knochenfische im Stamm der Chordatae im Unterreich der Metazoen aufhalten, so könnte er dort von den Enzyklopädie-Benutzern jeder Muttersprache gefunden werden. Diese müssten freilich Kenntnisse der systematischen Zoologie mitbringen. Der Vorteil der alphabetischen Anlage einer Enzyklopädie ist die Benutzbarkeit durch Laien, die nicht zuerst ein System lernen müssen. Der Preis dafür ist, dass die alphabetische Anordnung Zusammenhänge zerreisst (beispielsweise die Artikel *Krieg* und *Frieden*) und Unzusammenhängendes neben einander stellt: Die Nachbarschaft von *Mammon* und *Mammut* lässt immerhin noch innere Verwandtschaft vermuten, und dass *Menuett* vor *Menuhin* steht, geht noch an, aber *Kolibri* vor *Kolibakterien*? Und was hat der Vorsokratiker *Parmenides* mit dem *Parmesankäse* zu tun? – Seitens der das Wissen Ordnenen hat die systematische Darbietung den Nachteil der Schwerfälligkeit: Ein neu ins Bewusstsein getretenes Ding (-> *Ornithorhynchus*) erfordert einen System-Umbau, während bei der alphabetischen Anordnung Neues bequem eingereiht werden kann. Wie das System erweckt auch das Alphabet aufgrund von Sprachmagie die Vorstellung des Allumfassenden: Was von A bis Z (von α bis ω) reicht, ist komplett. (pm.)

Brot. Ein Grundnahrungsmittel, das bis auf die alten Ägypter zurückgeht. Brot wird aus dem Mehl verschiedener Getreidesorten, wie zum Beispiel Weizen oder Roggen, im Prozess des Backens hergestellt. In den westlichen Ländern ist Brot oft der Hauptbestandteil des Frühstücks.

Brot ist jedoch nicht gleich Brot. Die Qualität des Produkts ist stark abhängig von der Nation, die es bäckt. In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zum Beispiel war eindeutig die australische Nation die Königin des Brotes. Diese Feststellung machte bereits der Autor des Artikels *bread* in der »Australian Encyclopaedia« (1925/26). Er lehrte seine Leserinnen und Leser, dass sich australisches Brot fundamental von europäischem unterscheidet und dass es qualitativ klar überlegen ist. Selbstverständlich kann dieser Artikel in keiner Weise mit der Konsolidierung der australischen Nation in Verbindung gebracht werden. -> Xenophobie (*)

Conversation. In der Geschichte enzyklopädischer Texte beschreibt die vom Werk selbst behauptete Tauglichkeit zur Konversation den seit dem 19. Jahrhundert weltweit auftretenden Typus des Konversationslexikons. Als erstes Lexikon dieses Typs gilt das von G. Loebel und C.W. Franke zwischen 1796 und 1808 herausgegebene und schliesslich von Brockhaus aufgekaufte »Conversationslexicon«. Doch Konversationslexika sind bereits im frühen 18. Jahrhundert nachzuweisen, so dass eher von der parallelen Entwicklung zweier unterschiedlicher Muster des enzyklopädischen Wissenstransfers auszugehen ist. Während das eine dem Discours zur Erhellung der Systematik des Wissens folgte, war das andere an der situativen Nachfrage nach Wissen orientiert. Stellte das eine die Ordnung der Gesellschaft in Frage, war das andere an der Tagespolitik interessiert. Erschien im Frontispiz der »Encyclopédie« die Allegorie der aufgeklärten Systematik des Wissens, imaginierte das Konversationslexikon Wissen als unendliche und daher weisungsbedürftige Landschaft.

Strebte das eine nach dem Vorbild des eleganten Discours, hatte das andere ein ebenso zukunftssträchtiges wie ephemeres Vorbild: die Zeitung. Fast ein halbes Jahrhundert vor dem Erscheinen der »Encyclopédie« präsentierte Johann Hübner 1704 ein »Reales Staats-, Zeitungs- und Conversationslexikon«, das konkrete, bei der Zeitungslektüre auftretende Fragen in einem an Realien orientierten Nachschlagewerk zu beantworten versprach. Die Nähe zur Zeitung und damit zum politischen Tagesgeschehen prägte die Konversationslexika. Zwischen Vormärz und Reichsgründung erschienen grosse Konversationslexika in Begleitung einer Zeitschrift, die über die aktuellen revolutionären Ereignisse berichteten und überdies eine Popularisierung des Wissens anstrebte. Setzte der Kauf der Encyclopédie den Zusammenschluss Interessierter oder aber beträchtliche finanzielle Mittel voraus, waren zu Beginn des 19. Jahrhunderts Enzyklopädien nun auch in einer billigen Version zu haben. Der Brockhaus Verlag gab 1833 eine »Pfennig-Enzyklopädie« und ein »Pfennig-Magazin« heraus und sollte vor allem mit dem Magazin reüssieren, dem Beispiel einer frühen illustrierten Zeitschrift. Auch »Meyer's Universum«, ein weiteres Beispiel einer in den dreissiger Jahren zunehmend politisierten Form von Wissensvermittlung, setzte auf die Macht der Illustration und arbeitete mit der politischen Symbolkraft der Bilder. (-> JPEG) Die Konversationslexika stellten bis zur Reichsgründung eine Form der politischen Konsensbildung mit liberaler, bildungsbürgerlicher Ausrichtung dar. Das demokratische Potential dieser Enzyklopädien stammte nicht aus dem Prozess der Parlamentarisierung, sondern vielmehr aus einem kulturpolitischen Konzept, das enzyklopädischer Wissensaufbereitung eine identitätsbildende Funktion zugestand. Wissen, so das politische Credo des Konversationslexikons, ist veränderlich, für die gesellschaftliche Identität und die Konstruktion der ›imagined community‹ zentral, aber letztlich auch im Obrigkeitsstaat Form gesellschaftlicher Selbstorganisation. Im Verlaufe des 19. Jahrhunderts verfestigte sich das Konversationslexikon zur Manifestation nationalen Selbstverständnisses, so dass

eine trennscharfe Unterscheidung zwischen Konversationslexikon und Nationalenzyklopädie weder möglich noch sinnvoll erscheint. In dieser Logik ist es auch nicht weiter erstaunlich, dass das Konversationslexikon seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts weltweit den Prozess der Staatenbildung begleitet, so dass die Herausgabe eines derartigen Werkes nachgerade als kultureller Souveränitätsanspruch verstanden werden kann. Mit dem Verlust an zivilgesellschaftlicher Mobilisierungskraft wurden die zur Nationalenzyklopädie transformierten Konversationslexika zunehmend von totalitären Staaten als probates Mittel für das Gestaltungsmonopol von Allgemeinwissen genutzt.

Der Siegeszug des Konversationslexikons ist in der Bereitstellung von gesellschaftlich nachgefragtem Wissen, im breit gefassten Zielpublikum »aller Stände«, aber auch in einer veränderten Performanz enzyklopädischer Texte festzustellen. Konversationslexika setzten auf kürzere Texte ohne Fussnoten und zunehmend auch ohne Literaturhinweise. In der Organisationsstruktur des Textes werden soziale Regelsysteme wissenschaftlichen Ordnungssystemen vorgezogen. Der Text versprach im dichten Regelwerk der Benimmvorschriften des 19. Jahrhunderts die Bereitstellung von konversationsfähigen Themen, deren soziale Unbedenklichkeit mit dem Griff zum Buch zu beweisen war. Das zunehmend von seinem Inhalt losgelöste Konversationslexikon erschien im 20. Jahrhundert als Konsumgut. Werbeprospekte für derartige, immer noch kostspielige Werke imaginierten nun das Wohnzimmer der Kleinfamilie, in der ein Griff nach dem Wissen eine zukunftsgerichtete Projektion einer prinzipiell fortschrittsgerichteten und modernisierungsorientierten Entwicklung zu garantieren scheint. Im »Federal Writers Project«, einer im Zuge des New Deal in den USA initiierten Befragung von Arbeiterhaushalten durch arbeitslose Intellektuelle, wurden diese in den mit Büchern eher karg ausgestatteten Wohnzimmern fündig: die Besitzer dieser Enzyklopädien wollten mit dem Erwerb der teuren Bücher ihren Kindern eine bessere Zukunft sichern. (mh.)

Dämmern. Nebst der nicht mehr gebräuchlichen Verwendung des Wortes ›dämmern‹ als ›schallend klopfen, schlagen‹ bezeichnet dieses Wort den Übergang zwischen hell und dunkel, so dass die Dämmerungszeit sowohl einen Prozess der Erleuchtung wie auch der Verfinsterung benennen kann. Seltsamerweise fällt diese Doppeldeutigkeit beim symbolischen Gebrauch von ›dämmern‹ – im Sinne von intellektueller Einsicht – vollständig zugunsten der positiven Bedeutungsnuance weg. Licht war und ist seit jeher ein Symbol für Erkenntnis, doch erlebte die Lichtmetapher ihre grösste Beliebtheit im Zeitalter der Aufklärung, oder besser während des ›siècle des lumières‹. Es gibt wohl kein Geschichtsbuch, in welchem die »Déclaration des droits de l'homme« nicht in der wunderschönen Version abgebildet ist, bei der das oben in der Mitte schwebende, in ein leuchtendes Dreieck eingepasste Auge der Erkenntnis die rechts und links liegenden Wolken strahlend durchbricht.

Bilder sind dank ihres symbolischen Gehalts Steuerinstrumente unserer Wahrnehmungen und beeinflussen, ja konstruieren die kollektiven Vorstellungen einer Gesellschaft. Bilder sind indes immer nur Teil eines grösseren Ganzen, wobei die unumgängliche Wahl von Perspektive und Ausschnitt die Aussage des Bildes natürlich entscheidend verändern. So banal diese Bemerkung scheinen mag, so oft vergisst man sie im Alltag. Ähnliches gilt für Enzyklopädien, denn auch sie erklären für verbindlich, was die imaginierte Gemeinschaft ihrer Benutzer zu wissen und unter einem bestimmten Begriff zu verstehen hat, wobei der Reduktionsprozess (–> Quadratur) ebenso wie die Hintergründe und Ursachen dafür nicht nur im Dämmerlicht, sondern regelrecht im Dunkeln bleiben. Aber Herr Brockhaus weiss schon, was wirklich wichtig ist. So sollten Sie sich unbedingt bewusst sein, dass die bürgerliche Dämmerung (Büchsenlicht), während der die Sonne ca. 5-6° unter dem Horizont steht, nicht dasselbe ist wie die nautische D., wo der Winkel bei 12° liegt, und dass letztere wiederum von der astronomischen D., bei welcher der Wert 18° beträgt, zu unterscheiden ist. Falls Sie in nächster Zeit mal wieder einen Politiker davon sprechen hören, dass unsere Gesellschaft vor allem Wissen mit Praxisbezug benötige und kein geisteswissenschaftliches Papperlapapp, dann spricht er vermutlich von solchen, für unser aller tägliches Leben ungemein praxisrelevanten Unterscheidungen. (mr.)

Eratosthenes. Hieß so nicht der Mann in der Antike, der, um seinen Namen zu verewigen, einen Tempel anzündete? Der Fall hat doch Ähnlichkeit mit gewissen Delikten von heutzutage, ließe sich als Eye-Catcher in einem Zeitungsartikel verwenden. Sicherheitshalber schnell im Lexikon überprüfen: Eratosthenes, Bibliothekar in Alexandria, Erfinder einer Methode zur Aussonderung von Primzahlen, hat sich, weil er im Alter erblindete, zu Tode gehungert. Ärgerlich, dass einem ausgerechnet der Name dessen nicht einfällt, der mit seiner Missetat in Erinnerung bleiben wollte. Aber wie ihn suchen? Unter Tempel? Wenn man wenigstens noch wüsste, welchen Tempel und wo? Unter Sakrileg? Nichts.

Das Ärgernis erhellt, wie Enzyklopädien angelegt sind, und wie wir darin Wissen suchen. Ein Teil des Gewussten ist mir unbekannt oder ich habe es wieder vergessen – aber mindestens an einen Zipfel davon erinnere ich mich, kann es wenigstens an einem Stichwort packen und unter diesem »nachschiessen«. Die Suche versagt (in alphabetisch geordneten Speichern, – _ Aal), wenn die Wissensinhalte nicht an Stichwörter angebunden sind. Wenn das Gesuchte aber nur eine vag umrissene Vorstellung ist, so ist man aufgeschmissen. Bei der Suche nach losen Ensembles, breiigen Aggregaten, anekdotischem Material übertrifft unser Hirn normalerweise alle Enzyklopädien. Vorläufig noch, denn die »Mustererkennung bei unvollständiger Information mit Hilfe der Quantenmechanik« soll kommen, obwohl bei der »fuzzy logic« noch einige Probleme zu lösen sind. Übrigens: Mit dem jungen und völlig primitiven Mittel der Volltextsuche in riesigen Datenbanken lässt sich der Mann innert 0,28 Sekunden finden. Man gibt bei Google ein: »Tempel anzündete« und hat ihn: *Herostrat*. Gleich beim ersten Treffer erfährt man auch, dass andere die Idee mit dem Eye-Catcher bereits hatten. (pm.)

Feuer. In vielen Religionen wird das Feuer als göttliche Macht angesehen. So erzählt die antike Mythologie, dass die Menschen über die Gabe des göttlichen Feuers verfügen würden, weil der Titanensohn Prometheus es geraubt hatte. Der darob erzürnte Göttervater Zeus bestrafte Prometheus leidvoll, und auch die Menschen – als Nutzniesser des Raubs – wollte er für ihre Habsucht büßen lassen. Er schickte ihnen Pandora auf die Erde, welche eine mit lauter Übel und Unheil angefüllte Büchse mit sich brachte.

So besitzt das Feuer seit jeher ambivalenten Charakter, kann es doch wärmende, reinigende Wirkung entfalten als auch Schmerz und Zerstörung bringen. Eigentlich würde die Geschichte vom Raub des Prometheus hervorragend erklären, weshalb der tugendhafte Teil der Menschheit mit einer Unzahl von pestilentialischen, der christlichen Moral schädlichen Werken konfrontiert ist. In diese Sparte fallen übrigens Werke wie Diderots »Encyclopédie«, Voltaires »Œuvres philosophiques et satyriques« oder Montesquieus »De l'Esprit des lois«. Wer je etwas von diesen Titeln gehört hat, für den setzt es einen Monat Fegefeuer ab. Woher sollten diese die guten Sitten verderbenden Schriften stammen, wenn nicht aus der Büchse der Pandora? Die Crux besteht darin, dass sich die christlichen Theologen wegen des antik-heidnischen Hintergrunds schlecht der Pandora-Erzählung bedienen konnten, und so ermangelte es ihnen einer plausiblen Erklärung dafür, wie das Übel eigentlich in die Welt gekommen sei. (---> Vgl. Pastor Fido) Statt dessen pflegten sie heterodoxe Bücher zu bekämpfen, indem sie sie – dem Feuer übergaben. Leider gehört es – und das beweist nicht nur das Handeln des guten Prometheus, sondern bereits jenes eines kleinen Kindes – zum Charakter von Interdikten, dass sie das Verbotene speziell interessant machen.

Anfangs des 19. Jahrhunderts beschloss ein Bibliothekar namens Etienne-Gabriel Peignot – in der blasphemischen Überzeugung, »que la plupart des utiles écrits ont été livrés aux flammes« – ein Buch aller verbotenen Bücher zu erstellen, doch sollte dieses im Gegensatz zum römischen »Index librorum prohibitorum« das Publikum nicht vor anrühigen Texten warnen, sondern über die Nützlichkeit der meist nur klandestin erhältlichen Werke Auskunft geben. Mit dieser Technik versuchte Peignot die Zensoren mit ihren eigenen Mitteln zu schlagen, indem er ihre Indizes bekannt machte, dabei jedoch den Kontext so veränderte, dass der ursprüngliche Sinn ins Gegenteil verkehrt wurde. Der König von Neapel-Sizilien demonstrierte allerdings, dass sich der verdrehte Sinn bequem auch wieder zurückdrehen lässt: Er befahl, man solle eine Liste aller untolerierbaren Bücher erstellen und dabei als Grundlage nebst dem römischen Index auch Peignots »Dictionnaire des livres condamnés au feu« zu Rate ziehen, da dieser infolge seiner Ausführlichkeit ein probates Hilfsmittel für das Zensurvorhaben abgebe. So erfuhr das als Beitrag für grössere Informationsfreiheit intendierte Lexikon in Neapel-Sizilien ein nicht ganz im Sinne des Erfinders liegendes Schicksal. Es ist zu vermuten, dass Monsieur Peignot, als er davon Kunde vernahm, Feuer im Dach hatte. (mr.)

Granatapfel

fehlt!

Humulus. Diese ausdauernde Staude gehört zur Gattung der Hanfgewächse und ist in der nördlich gemäßigten Zone mit zwei Arten bekannt: *Cannabis sativa* und *H. lupulus*. Letztere wird hierzulande wegen ihrer Nerven beruhigenden Wirkung sehr geschätzt. Die bis zu 6 m hohe Liane bildet an den weiblichen Pflanzen grün-gelbe, mit Schuppen besetzte Zapfen aus, die als staubig-mehlige Substanz das so genannte *Lupulin* enthalten. Man behandelt mit ihm nervöse Magen-Darm-Störungen, Schlaflosigkeit, nervöse Blasen- und Nierenbeschwerden sowie ständige innere Unruhe mit hohem Puls: Die Rede ist vom Gemeinen Hopfen. In beiden Arten wirkt *H.* übrigens fördernd auf den Gallenfluss und somit appetitanregend (-> Rahmschnee von Himbeeren), was gelegentliche Hungerattacken bei der Einnahme als Genussmittel erklärt.

Rezepte und Hinweise auf Heilmittel und -methoden ergeben in Enzyklopädien gerne fruchtbare Stichworte mit den erstaunlichsten Neuigkeiten aus dem gesamten Spektrum medizinischen Wissens. Zum Beispiel schrieb 1737 das »Universal-Lexicon« von Johann Heinrich Zedler im Stichwort *Katze* eine zunächst sehr vernunftgeleitete Abhandlung über das graziöse Tier, das Wärme liebe und die Nähe des Menschen suche, zugleich aber Mäuse vom Grundstück fern halte und mit ihren Jungen neun Wochen trüchtig sei. Doch dann kommt auch der Autor dieses Artikel darauf, die wundersamen Heilkräfte diverser Körperteile der Katze zu preisen: »Vom Katzen-Hirn saget man, daß es in etwas giftig sey, und mögen leichtfertige Dirnen gewisse Liebes-Träncke davon machen / solche denenjenigen Manns-Personen beyzubringen, die sie auf schlüpffrige Wege zu ihrer Liebe bringen wollen.« (ip.)

Innenarchitekten. Die Herstellung von Enzyklopädien professionalisierte sich im Laufe des 19. Jahrhunderts immer mehr zugunsten von Verlegerdynastien, die sich unabhängig von der aufgeklärten Variante, wissenschaftliche Erkenntnisse und überhaupt Wissen durch Gelehrte zu verbreiten, vor allem in Deutschland herausbildete. (-> Conversation) Die Wahl der Mitarbeiter war für diese Form von ganz besonderer Wichtigkeit für die Herausgeber und den Redaktionsstab: »an die besten unter den Empfohlenen sind Einladungen ergangen. Zur Antwort laufen abwechselnd bereitwillige Zusagen und kühle Ablehnungen ein; dazwischen auch freiwillige Anerbietungen von Unberufenen, die selten brauchbar sind«. So die bestimmte Aussage in »Daheim« – ein wöchentlich erscheinendes »deutsches Familienblatt mit Illustrationen« von 1879.

Das Blatt informiert seinerseits über die Herstellung eines Lexikons und wird somit zur Information über eine eigene Wissenschaft, von der selbst zu berichten sich Enzyklopädien in der Regel weigern. »Daheim« schreibt nun, dass für eine neue Auflage sämtlicher Stichworte einer alten – »es sind deren beiläufig gegen siebzigtausend« – herausgeschnitten und jedes einzelne auf ein Stück Papier geklebt werden mußte. Dann wurden sie gezählt, nummeriert und verzeichnet. »Unter den Händen eines universell gebildeten Mannes, der Monate lang sich ausschließlich der Arbeit des Ordnen gewidmet hat, haben sie ihre bisherige alphabetische Ordnung mit einer streng wissenschaftlichen vertauscht, so daß z. B. alle naturwissenschaftlichen Artikel, alle Artikel des Gewerbes, der Kunst u. s. w. zusammenliegen«. Diese wissenschaftlich-systematischen Stapel gingen dann an Spezialredaktionen, deren Leiter selbstverständlich ein »hervorragender Vertreter seines Faches« war und treffsicher »die definitive Auswahl der Mitarbeiter« vornahm. Er »ertheilt ihnen genaue Weisungen und Winke auf Grund eines gemeinsam entworfenen ›Programmes‹ über die inneren Fragen des Werkes«.

Na da kann ja gar nichts schief gehen, sollte man meinen und erfährt zugleich, dass PR keine Erfindung der neuesten Zeit ist: »Unzweifelhaft nimmt heute Meyers Konversationslexikon durch die Zweckmäßigkeit seiner Anlage, durch die abgerundete und gemeinverständliche Darstellung jeder einzelnen Wissenschaft, jedes Gewerbes, jeder Kunst, wie durch die meisterhafte Verwerthung des illustrativen Elementes den ersten [im Original gesperrt, ip] Rang unter Deutschlands ähnlichartigen Werken ein.« (ip.)

JPEG. Akronym für »Joint Photographic Experts Group«, bezeichnet nicht nur ein Gremium der International Telecommunication Union, sondern auch eine von diesem entwickelte, weit verbreitete Methode des Komprimierens von digitalen Grafiken. Das Dateiformat, welches diese Komprimierungsmethode verwendet, wird umgangssprachlich ebenfalls JPEG genannt; entsprechende Dateien werden oft mit dem Suffix ».jpg« oder ».jpe« versehen, also z.B. »bild.jpg«.

Möglichst verlustfreie Datenkompression ist der alte Traum aller Enzyklopäden. Während aber in der Computerwelt die Kompression und die Dekompression einer Datei auf demselben Algorithmus beruht, so dass auf dem Bildschirm letzten Endes immer wieder dasselbe Bild erscheint, ist dies bei den Enzyklopädien nicht der Fall. Jeder Leser und jede Leserin knüpft bei der Lektüre an seinen subjektiven Erfahrungshorizont an, so dass die Rückverdünnung einen anderen Saft ergibt (-> Zufall). Auf diese Weise entstehen in den Köpfen der LeserInnen aus demselben komprimierten Sachverhalt unzählige verschiedene Bilder. Auf dem Computer lassen sich Bilder überigens mit immer raffinierteren Bearbeitungsprogrammen auch willentliche verfremden, was hinwiederum Ängste vor einer allzu lebendigen ›virtuellen Realität‹ auslöst, in der das Zeichen mit dem Bezeichneten verwechselt wird. (red.)

Kompass. Nachdem Flavio Gioja von Amalfi 1302 die entscheidende Verbindung der Magnetnadel mit der Windrose vorgenommen hatte, gerät das italien. Wort *compasso* (für die kreisrunde Büchse, in der die Nadel gelagert ist, vgl. frz. *boussole*) in alle Sprachen Europas.

Wer sich auf dem Meer des Wissens zurechtfinden will, braucht einen Kompass. Sloterdijk forderte »Infonauten«, »Navigationsberater« – aber das ist naiv; die Metapher »surfen« hat diejenige des Navigierens längst ausser Kraft gesetzt. Von Welle zu Welle gleitet der User lustvoll und lässt sich die Informationen zuspülen. – Überhaupt: man achte auf die Metaphern, die im Zusammenhang mit dem Wissenserwerb verwendet werden!

Herrad von Hohenburg († ca. 1196) betitelt ihr Buch »Hortus deliciarum« (Lustgarten): das Wissen wird präsentiert in einem Garten, in dem man herumspaziert und da und dort eine Blume pflückt. Vinzenz von Beauvais († 1264) titelt mit »Speculum« (Spiegel): bevor wir von Angesicht zu Angesicht erkennen, sehen wir Gott wie im Spiegel der Kreaturen, über welche die Enzyklopädie Wissen darbietet (1.Kor. 13,12). Brunetto Latini († 1294) nannte seine Enzyklopädie »Tresor«: in einer Schatzkammer liegen für den des Eintritts Würdigen die Juwelen des Wissens in einem umgrenzten Raum bereit. Ramon Lull († 1316) nennt sein Werk »Arbor scientiae«: folgt man vom Stamm ausgehend den Verästelungen und Zweigen, so gelangt man zuletzt zu den reifen Früchten des Wissens; die Vielheit stammt aus einer Einheit. Johann Amos Comenius nennt 1631 sein Buch »Janua linguarum reserata« (aufgeschlossenes Tor): es gibt an, die Arbeit des Ent-Schlüsselns geleistet zu haben.

»Explorer« und »Safari« stellen das Wissen als etwas abenteuerlich auf den weissen Flecken der Landkarte Erforschbares dar. Wie ist das Kunstwort »Netscape« zu verstehen? Als »net + landscape« = Netz-Landschaft (im »Inter-Net« ist alles miteinander verknüpft) oder eher als »net + escape«: entflieh dem Netz, bevor du dich im Wissen verstrickst! -> Labyrinth (pm.)

Labyrinth. Ein unübersichtliches Gebäude, mit vielen Gängen und Gelassen, aber wenigen, schwer zu findenden Ausgängen. Die berühmten Labyrinth der griechischen Antike sind uns nur aus literarischen Schilderungen bekannt, doch hat auch die Neuzeit regelmässig und in grosser Zahl Labyrinth, meist als öffentliche und staatlich finanzierte Gebäude hervorgebracht. Aus zarter Rücksichtnahme auf das zahlende Publikum werden Labyrinth seit dem 18. Jh. gerne als »Museen« bezeichnet. Neben einigen enzyklopädischen Labyrinth, die ein umfassendes Abbild der Welt zu geben versuchen, finden wir vor allem Speziallabyrinth, die sich einer bestimmten Auswahl von Objekten und Bildern aus Kunst und Natur widmen.

Die Labyrinth üben eine oft unwiderstehliche Anziehungskraft auf die Bevölkerung aus. Es ist wohl der Kontrast zwischen der thematischen, systematischen oder chronologischen Ordnung der Gegenstände und der Unübersichtlichkeit der Gebäude der diese Faszination auslöst (-> Kompass). Grosse Städte besitzen überdies viele solcher Labyrinth, einige sind eigentliche Labyrinth von Labyrinth. Sommer für Sommer strömen Millionen von Touristen in diese Gebäude, verirren sich und finden nur mit letzter Anstrengung wieder einen der wenigen Ausgänge. Ist es für die Besucher schon schwierig einen Ausgang zu finden, so ist es fast unmöglich, dass die Sammlungsgegenstände je wieder das Gebäude verlassen. Schon nach wenigen Generationen türmen sich in den vielen Gängen und Gelassen die Bestände, die nun nach immer neuen Kriterien geordnet werden müssen; die dafür angestellten Sysiphusse (in dieser Schreibweise immerhin 6140 Belege bei Google™ oder »Meinten Sie: Sisyphus«) sind sich der Aussichtslosigkeit dieses Unterfangens wohl bewusst, aber die strenge Befolgung ritueller Gebote steht höher als praktische Erwägungen. (fdc.)

Müll. Informationsmüll ist nicht nur ein Phänomen der modernen Medien, sondern auch ein natürliches Produkt unseres Gehirns. Von Kindesbeinen an müssen wir Gelerntes immer wieder revidieren, aussortieren und altes Wissen durch neues ersetzen. Wie wissen wir jedoch, wann wir welches Wissen entsorgen müssen? Schliesslich gibt es für Informationsmüll keine Müllabfuhrlisten, die uns daran erinnern, dass am »Mittwoch, 23. Juni 2004, ein Zwanzigstel des Wissens über die sachgemässe Pflege von -> Tiraffen« entsorgt wird. Manchmal weigern wir uns auch schlichtweg, einmal Gelerntes aufzugeben. Wie zum Beispiel die Dame, die in einem Brief an die Verleger der »Encyclopaedia Britannica« erklärte, dass sie die neue Auflage der Enzyklopädie nicht möge, weil diese nicht mit der derjenigen ihrer Kindheit übereinstimme. Weswegen sie wieder die ältere Ausgabe wünsche.

Was passiert also mit dem Informationsmüll, der sich Tag für Tag in unseren Köpfen ansammelt? Vielleicht lässt sich unser Gehirn mit dem Dachboden eines alten Mannes vergleichen, der sich sein ganzes Leben lang schwer getan hat, kaputte Gegenstände wegzuworfen. Anstatt die Dinge der Müllabfuhr zu übergeben, hat er sie aus den Schränken und Schubladen seiner Wohnung in die Kisten und Schachteln seines Dachbodens verschoben. Denn man weiss ja nie, vielleicht sind die Gegenstände irgendwann mal wieder von Nutzen? Archäologinnen und Historiker sind dem alten Mann jedenfalls dankbar. (*)

Noah. Im Auftrage Gottes rettete Noah sich, seine Familie und jeweils ein Paar aller Tiere vor der Sintflut, im Jahre 1656 nach der Erschaffung der Welt. Zu diesem Zweck baute er ein grosses Schiff – die Arche – in welchem die Menschen und Tiere ein Jahr der Flut trotzten. Die Zahl der Tiere ist nicht genau bekannt, doch gehen die Fachleute von ca. 130 Arten von Säugetieren und 170 von Vögeln aus. So hielten sich auf der Arche wohl gut 600 zu rettende Tiere auf. Als Reiseproviant mussten überdies 1'825 Lämmer und über 2'000 t Heu mitgeführt werden. Für die Menschen wurde eine reiche Vorratskammer angelegt und die nötigen Werkzeuge für den Wiederaufbau der Zivilisation nach der Flut mitgeführt.

Das Unternehmen konnte nur gelingen, indem sich Noah auf das Wesentliche konzentrierte. Sein Wissen um den ›Genpool‹ des Lebens erlaubte es ihm, jene Tierarten zu übergehen, die dazu nicht beizutragen hatten. Maultiere z. B. konnten nach der Flut wieder aus Pferd und Esel gekreuzt werden, ebenso Giraffen aus Panther und Kamel. Und da Insekten spontan aus den Marasmen der Sümpfe und dem Staub der Wüsten entstehen, brauchte er sich um sie nicht zu kümmern. Ohne sein systematisches Wissen um die Ordnung der Tierwelt hätte der gottgewollte Rahmen der Arche (156 m x 26 m x 15.6 m = 63'273.6 Kubikmeter) nicht eingehalten werden können. Eine grössere Zahl von Tieren hätte das Mitführen von noch mehr Nahrungsmitteln erfordert und auch, dass die Pflege der Tiere (Fütterung, Reinigung der Ställe) von den wenigen Menschen auf der Arche nicht mehr hätte gewährleistet werden können. Und mehr Menschen als Noah und seine Familie sollten auf keinen Fall überleben. Wie die Fische (-> Aal) in der Sintflut ertrunken sind, darüber gibt die Bibel freilich keine Auskunft.

Der ausgefeilte Beladungsplan garantierte eine effiziente Bewirtschaftung und den optimalen Einsatz der menschlichen Ressourcen, und er diente dem Universalgelehrten Athanasius Kircher in seinem Werk »Arca Noë« (1675) als System für die Darstellung der gesamten Tierwelt. (fdc.)

Ornithorhynchus anatinus. Carl von Linné und mit ihm die gelehrte Welt hatten Vögel und Säugetiere am Ende des 18. Jahrhunderts nach folgenden Merkmalen unterschieden: Die Vögel legen Eier; haben einen Schnabel; sind zweibeinig; haben ein Federkleid. – Die Säugetiere (Mammalia) sind lebendgebärend; haben ein Gebiss mit Zähnen; die Weibchen säugen die Jungen; sind vierfüßig; sie haben einen Pelz.

Im Jahre 1799 berichtete Dr. George Shaw aus London in »The Naturalists Miscellany« über ein Tier, das er aufgrund eines ausgestopften Balgs und einer Beschreibung kannte, die ihm John Hunter, Captain der Königlichen Marine nach England geschickt hatte, dem während seiner Zeit als Gouverneur der Strafkolonie in Neusüdwales dieses seltsame Lebewesen aufgefallen war.

Dieses Tier legt Eier; hat einen entenförmigen Schnabel; die Weibchen säugen die Jungen; es ist vierfüßig und es trägt Pelz! Es passte weder in die eine noch in die andere Gruppe der Linnéschen Klassifikation. Shaw setzte sich dem Verdacht aus, er habe sich von chinesischen Händlern einen Wolpertinger aufbinden lassen oder selbst ein Tierpräparat aus mehreren Tier-Teilen zusammengenäht, um sich interessant zu machen.

Wenn etwas Neues das bestehende System des Wissens zu sprengen droht, gibt es zwei Reaktionsweisen: entweder man leugnet das Neue – oder man ändert das System. Die Zoologen mussten nach langen Gelehrtenstreitigkeiten das System der Tierwelt schließlich so abändern, dass die Beutel- und Kloakentiere ihren Platz haben. Shaw gab dem Schnabeltier den wissenschaftlichen Namen Platypus (so heisst es heute noch in der anglophonen Welt), der – weil der Name bereits für eine Käfergattung vergeben war – in *Ornithorhynchus anatinus* (>entenähnlicher Vogelschnabel<) geändert wurde. Das Tier wurde zum Paradebeispiel für eine wissenschaftliche Neuorientierung und hat's inzwischen auch zur Ehre der Kinderbücher gebracht, wo es die Rolle des zu integrierenden Aussenseiters (–> Xenophobie) perfekt spielt. (pm.)

Pastor Fido. So heisst ein 1590 publiziertes Drama des italienischen Dichters Giovanni Battista Guarini. Das Stück erfreute sich im 16./17. Jahrhundert ausserordentlicher Beliebtheit; nicht zuletzt die heute besser bekannte gleichnamige Oper Georg Friedrich Händels (1712 in London uraufgeführt) spricht für ein ebenso langanhaltendes wie breites Interesse an den von Guarini dargestellten tragischen Wirrungen unerfüllter Liebe.

Natürlich ging auch Pierre Bayles »Dictionaire Historique et Critique« (Erstauflage 1696/7) im Artikel *Guarini* auf den Stoff des »Pastor Fido« ein und legte mittels Fussnoten in ausschweifender Manier Bayles persönliche Sicht der Dinge dar. Anmerkung E schildert beispielsweise, wie sehr die Magd in Guarinis Stück zwischen Ehre und Liebe hin und her gerissen sei und nicht begreife, weshalb die natürlichen Begierden so oft den Gesetzen der Gesellschaft widersprechen würden. »Sans doute ou la nature est imparfaite en soi, qui nous donne un penchant que condamne la loi: Ou la loi doit passer pour une loi trop dure, qui condamne un penchant que donne la nature.« Bayle mag natürlich nicht auf den Hinweis verzichten, dass lediglich jene, die einen einzigen, allmächtigen und allgütigen Schöpfergott annehmen würden, angesichts der Tatsache, dass der Mensch oft durch positiv empfundene Reize zum Bösen gedrängt werde, in Erklärungsnotstand verfallen würden. Philosophen, welche von einer Vielheit der Götter ausgingen, hätten dieses Problem demgegenüber nicht. Es sei folglich gut möglich, so Bayle, dass der Manichäismus, das Resultat intensiven Nachdenkens über diesen deplorablen Zustand sei.

Wie man sieht, können die sich als Garanten grösstmöglicher Objektivität (-> Spinnennetz) ausgehenden Enzyklopädien gerade in belanglos scheinenden Artikeln schwerwiegende religiöse, gesellschaftliche oder politische Kritik enthalten. Bei Bayle war dies offenkundig der Fall, was dazu führte, dass die bedeutsamen kirchlichen Zensurinstanzen des 17./18. Jhs. seinem provokativen Werk machtlos gegenüber standen, denn wie hätte man innert nützlicher Frist ein solch umfangreiches Lexikon durchlesen und von allen unzüchtigen Stellen befreien sollen? (mr.)

Quadratur des Zirkels. Der Begriff ›Enzyklopädie‹ wird gerne vollmundig als antik (und das heisst: besonders ehrwürdig) bezeichnet, mit griechischen Buchstaben $\epsilon\kappa\kappa\lambda\omicron\pi\alpha\iota\delta\epsilon\iota\alpha$ geschrieben und als ›Kreis des Wissens‹ übersetzt. Mit der Metapher des Kreises verbindet sich die Vorstellung des Umfassenden, der Vollständigkeit. Das Bild des Zirkels (→ Kompass) suggeriert, das Wissen in diesen Werken ründe sich zur Gänze und habe dabei einen zentralen, inneren Zusammenhang.

Falsch. Der Ausdruck ›enkyklopaideia‹ kommt in den Schriften der antiken Autoren so nicht vor, es handelt sich um eine gelehrte Neuprägung aus Humanistenkreisen des Ausgangs des 15. Jahrhunderts, die man in die Antike zurückprojizierte, woher man eben gerne seine Lieblingsideen abstammen lassen wollte. Seneca (4 vor - 65 nach Chr.) meint mit ›technai enkykloioi‹ jene Wissensgebiete, die »im Kreise der freien Bürger herumgehen« also keine Spezialausbildung erfordern. Dort wo der Rhetorikprofessor Quintilian (35 - 100 n. Chr.) von ›enkyklios paideia‹ spricht, meint er mit ›enkyklios‹: landläufig, allgemein. Gemeint ist das Allgemeinwissen, das auch die papiernen Datenbanken seit etwa 1700 vermitteln wollen.

Das Bild des Kreises ist dennoch so übel nicht, wenn man die Aufgabe bedenkt, die sich eine Enzyklopädie in aufklärerischen Sinne vornimmt: Wissen vermitteln, damit sich der Benutzer orientieren kann, aber gleichzeitig klarmachen, dass dieses Wissen stets revidierbar ist. Eine Quadratur des Zirkels. (pm.)

Rahmschnee von Himbeeren. »1 $\frac{1}{10}$ Liter dicker süßer Rahm wird eine Stunde vorher in eine tiefe irdene Schüssel in's Eis gestellt, nach dieser Zeit zu einem leichten, schaumigen Schnee geschlagen, der nach einigen Minuten mit einem Schaumlöffel abgenommen und über ein Haarsieb gelegt wird. Der zurückgebliebene Rahm wird nun wieder so geschlagen, nach einigen Minuten abgenommen und gehäuft zu dem andern gelegt und so lange fortgeföhren, bis der ganze Rahm zu Schaum geschlagen ist. Unterdessen wird ein Teller voll gute reife Waldhimbeeren durch ein feines Sieb in eine tiefe Porzellan-Schale passirt, unter welche man sodann 280 Gramm sehr fein gestoßenen Zucker röhrt. Kurz vor dem Gebrauche wird nun der Rahm-Schnee durch ein leichtes Röhren nach und nach untermengt, erhaben in eine Schale angerichtet und mit Merinques oder kleinen runden Bisquits bekränzt zu Tisch gegeben.«

Neben raffinierten Zubereitungsarten für Luxusspeisen finden sich in Enzyklopädien auch weniger aufwendige Kochrezepte (-> Humulus), denn das ehrgeizige Ziel der Enzyklopädisten war es, das gesamte Wissen zu sammeln und der Allgemeinheit zur Verfügung zu stellen. Zum Beispiel wurde 1770 in einem Zürcher Flugblatt eine Armensuppe für die Zeiten der Not empfohlen. Das Rezept fand sich bereits im folgenden Jahr in der Yverdoner »Encyclopédie économique«. Als 1795 eine Hungersnot in Bern ausbrach, schrieb man das Rezept wieder aus der »Encyclopédie« ab und verteilte es ein weiteres Mal als Flugblatt unter der dortigen Bevölkerung. (fdc.)

Spinnennetz. Eine Spinne fängt mit Hilfe ihres Netzes Fliegen. Versucht eine Enzyklopädie mit ihrem Netz die Welt einzufangen? Enzyklopädien präsentieren uns immer ihre spezielle Sicht auf die Welt, wie eine Spinne, die von einer bestimmten Ecke in der Hauswand in den Morgen blinzelt. Und wie die Maschen einer Spinne, sind die einer Enzyklopädie durchlässig – mit dem Unterschied, dass bei jener Glück hat und bei dieser Pech, was durchfällt. Enzyklopädien wollen uns oft glaubhaft machen, sie präsentierten das gesamte Wissen und sie seien objektiv. Das ist allerdings nie der Fall, schließlich lassen sich Glück und Pech auch steuern.

Es gab allerdings Visionäre, die im Medium Enzyklopädie die Möglichkeit sahen, Wissen als offenes und demokratisches Allgemeingut zu verbreiten. Zu ihnen gehörte das Konzept einer »World Encyclopedia« des Schriftstellers Herbert George Wells Ende der 30er Jahre. Seine Enzyklopädie war als Teil eines so genannten »World Brain« gedacht, zudem auch ein neuer Geschichtsunterrichts jenseits nationaler Grenzen gehören sollte sowie ein gänzlich neues Bildungssystem, das von Kindheit an das Bewusstsein für ein kosmopolitisches Dasein schärfen sollte. Die Enzyklopädie war seiner Ansicht nach die beste Variante, die gefährliche Ignoranz und das fehlende gegenseitige Verständnis der politischen Machthaber auf der gesamten Welt zu überwinden. Seine Enzyklopädie sollte dazu antreten, politische Probleme von Weltgeltung über das Verständigmachen von Wissenschaft zu lösen; sie sollte den geistigen Hintergrund eines jeden Menschen bilden und dabei ständig leben und von den Intellektuellen auf der ganzen Welt überdacht werden: »Such an Encyclopaedia would play the rôle of an undogmatic Bible to a world culture. It would hold the world together mentally.« (-> Quadratur des Kreises) Dieser enzyklopädische Traum, in dem sich spiegelt, dass einzig gegenseitiges Verständnis und somit Wissen und Information über einander die Menschheit vor ihren eigenen schrecklichen Taten bewahren kann, sah eine zweiteilig aufgebaute Enzyklopädie vor: einen leicht zugänglich ersten Teil, der kurze Zusammenfassungen zum gesuchten Thema enthalten sollte und den man selbst besitzen oder in öffentlichen Gebäuden einsehen konnte. Er sollte auf einen zweiten Teil mit wesentlich detaillierten Informationen verweisen, welcher dann in einer Bibliothek für jedermann zugänglich sein sollte. Beide Teile sollten nicht von einer Person oder Institution geschrieben werden, sondern von einer Gruppe systematisch zusammenarbeitender Lehrer, Wissenschaftler und Intellektueller, die netzwerkartig die »World Encyclopaedia« zusammenstellen sollten. Doch ist dieses Friedensnetz nie verwirklicht worden. (ip.)

Tiraffe. Begriff der literarischen Hochromantik Eichendorffscher Prägung. Tiraffe bezeichnete ursprünglich in Anlehnung an den Begriff der *Karaffe* eine voluminöse Kopfbedeckung, die bereits in der Frühromantik von Vorreitern wie den Brüdern Schlegel getragen wurden, um einer philosophischen Sehnsucht nach Universalität Ausdruck zu geben. Der in weiten Zügen mittelalterlich anmutende, wild-schöne Hut sollte dem von Romantikern kritisierten Gewinnstreben der Gesellschaft etwas Traum- und Märchenhaftes entgegensetzen, ohne dabei die dunkle Seite der Seele (*Bushaffe*) zu verdecken. Dadurch betonten die Anhänger der Tiraffe die Vereinigung von Geist und Natur bzw. von Ich und All.

Joseph Freiherr von Eichendorff übertrug den Begriff der Tiraffe in seiner Lyrik in ritterlicher Weise auf die Natur, um dieselbe vor der Ausbeutung in der heraufziehenden Industrialisierung zu schützen. Seine Interpretation des Begriffs, die in den folgenden Jahren die vorherrschende werden sollte, zeigt sich jedoch am schönsten im Gedicht »Dichterlos« (-> Müll):

Für alle muß vor Freuden
Mein treues Herze glühn,
Für alle muß ich leiden,
Für alle muß ich blühn,
Und wenn Tiraffen Wirkung haben,
Da haben sie mich längst begraben.

(*)

Uhse, Erdmann. Dies der richtige Name eines Mannes, der zu Beginn des 18. Jhs. zumeist anonym oder unter Pseudonymen (meist Herrmann Suden) publizierte. Uhse gehörte zur grossen Gruppe der gut Gebildeten, aber gleichwohl nicht zum erlauchten Kreis der wirklich berühmten literarischen Persönlichkeiten, so dass er seinen Lebensunterhalt mit allerlei Projekten finanzieren musste. »U[hse] war einer jener [...] Vielschreiber, deren reiche schriftstellerische Production im umgekehrten Verhältnisse zum litterarischen Werthe des Geleisteten stand.« Dies das vernichtende Urteil der »Allgemeine Deutsche Biographie«. Da sich Nachschlagewerke bereits im 18. Jahrhundert besonders gut verkauften, erstaunt es wenig, dass Uhse sich ein Stück des einträglichen Kuchens abzuschneiden versuchte. Immerhin vier Auflagen erlebte sein »Universal-Geographisch-Historisches Lexicon«. Als repräsentativ für die damalige Zeit darf auch das dreibändige Werk »Der gelehrte Criticus über zwey hundert sieben und vierzig curieuse Dubia und Fragen« gelten, dem ebenfalls enzyklopädische Züge anhaften. Immerhin geben die mit einem tadellosen Register versehenen drei Bände in geordneter Weise Antwort auf brennende Fragen der damaligen Zeit, so z. B. »Ob denn die Teutschen so versoffene Leute seyn?« oder »Was der Tod sey?«. Bei der letzten Frage griff Uhse seinem Erfahrungshorizont natürlich vor; eine definitive Antwort sollte er erst nach 1730 geben können. Aber wie dem auch sei; nach Unterhaltung und Belehrung verlangte das Publikum, und dementsprechend bot Uhse dies an.

Wer also mit dem Begriff »Enzyklopädie« nur berühmte Namen wie »Brockhaus«, »Meyers« oder »Britannica« assoziiert, der verstellt sich durch diese von den Erfolgsgeschichten der im 19. Jahrhundert entstandenen Konversationslexika (→ Conversation) geprägte Vorstellung den Blick auf die nahezu unendliche Vielfalt lexikalischen Schaffens. Ein Gang in die Bibliothek und die Konsultation alter, unbekannter Enzyklopädien, die oftmals gar nicht unter diesem Namen daherkommen, schafft diesem Manko ebenso wie einem langweiligen Nachmittag erfolgreich Abhilfe. (mr.)

Virus. Lateinische Bezeichnung für krankheitsverursachende Teilchen. Ihre Grösse liegt zwischen 10 und 1000 Nanometern, kann also sehr unterschiedlich sein. Viren bestehen aus dem Erbmateriale DNA (Desoxyribonukleinsäure) oder RNA (Ribonukleinsäure) und sind in der Regel von einer Proteinhülle umgeben, die wiederum in eine Lipidhülle gefasst sein kann. Der Begriff ›Virus‹ hat sich in jüngerer Zeit auch in der Informationstechnologie durchgesetzt. Dort bezeichnet er Programmroutinen, von denen Computerprogramme befallen werden können. Dies geschieht, indem sich das Virus an ein bestimmtes Programm anhängt und sich ohne Zustimmung der Computerbenutzer reproduziert. Die amerikanische Wissenschaftshistorikerin Donna Haraway betonte schon 1993, dass der informationstechnologische Virenbegriff nicht bloss eine Metapher des biomedizinischen Virenbegriffs sei: Die Parallelen zwischen dem biologischen und dem informationstechnologischen Virenbegriff zeigen auf, wie sehr heute nicht nur das Organische als Text, sondern auch das Textuelle (z. B. Programmcodes) als organisch verstanden werden können.

Sogar die topseriösen Enzyklopädien sind bisweilen mit Viren (sogenannte Nihilartikel oder U-Boote, welche vorsätzlich erfundene Informationen enthalten) infiziert. Die Autoren erhoffen sich hier, dass sich auch diese Viren ohne ihr Zutun verbreiten und die kritiklose Benützung von Nachschlagewerken entlarven (-> Tiraffe). Als Beispiele mögen folgende Einträge dienen: *Zecken, Ixodida / Gemeine Steuer-Z.* in: Brockhaus, Die Enzyklopädie in 24 Bde., Leipzig 1999 oder der berühmte Komponist *Baldini, Guglielmo*, erstmals in: Riemann Musik-Lexikon, Mainz 1959, seither von vier weiteren Lexika übernommen. (red.)

White-Star-Line. So hieß die britische Schifffahrtsgesellschaft, welcher u. a. das Passagierschiff »Titanic« gehörte, das bei seiner Jungfernfahrt im April 1912 mit einem Eisberg kollidierte. Große Passagierschiffe besaßen immer eine bordeigene Bibliothek – und Enzyklopädisten träumten davon, diese mit ihren voluminösen Nachschlagewerken zu füllen: »Die Bibliotheken der transatlantischen Dampfschiffe, Bremen und Hamburg zählen in ihren Gesellschaften ca. 30 Passagierschiffe, welche mit allen Erfordernissen einer vornehmen Häuslichkeit eingerichtet sind. Ein Konversationslexikon fehlt selten in dieser Ausstattung«, schrieb 1879 zum Beispiel Herrmann Meyer, der Herausgeber der Meyer-Lexika. Vertriebsmöglichkeiten sah er darüber hinaus in den Lesezimmern luxuriöser Hotels, in den Club- und Vereinslokalen, in den Sitzungszimmern großer Aktien-Gesellschaften, in der Börse und ebenso in den Räumen von Handels- und Gewerbekammern.

Ein deutsche Ferienschiiff des »Dritten Reiches«, die »Wilhelm Gustloff« (-> Erathostenes), hatte auch eine Bordbücherei. Zu ihr gehörte, wie aus einem erhaltenen Bibliotheksverzeichnis hervorgeht, das aktuelle nationalsozialistische Lexikon, ein Meyer. Als das Schiff sank, hatte es jedoch längstens keine Bordbücherei mehr, denn während des Krieges diente es in umgebauter Form als Lazarettschiiff und mit dem Anstrich eines Kriegsschiiffes militärischen Zwecken. Gen Kriegsende sollte es deutsche Flüchtlinge von Gdynia aus westwärts bringen, dabei wurde es am 30. Januar 1945 von einem sowjetischen U-Boot torpediert und sank. Bei dieser bislang größten Schifffskatastrophe kamen ca. 9'000 Menschen ums Leben. (ip.)

Xenophobie, die: Angst vor dem Fremden. Ein in enzyklopädischen Texten selten lemmatisiertes, gelegentlich aber argumentativ unterstütztes Vorurteil, das die Frage aufwirft, ob enzyklopädische Texte dazu neigen, strukturelle Eindeutigkeit in inhaltliche Stereotype umzusetzen. Das Lemmas «Verkafferung» aus dem Deutschen Kolonial-Lexikon (1920, Bd. III, S. 606) sei als Beispiel für die mögliche Vehemenz von Vorurteilen zitiert: «Unter V. versteht man in Deutsch-Südwestafrika das Herabsinken eines Europäers auf die Kulturstufe des Eingeborenen, eine Erscheinung, für die man in anderen Schutzgebieten Vernegern oder Verkanakern gebraucht. (...) Der verkafferte Europäer ist trotz bisweilen vorhandener persönlicher Intelligenz stets ein verlorenes Glied der weißen Bevölkerung». In enzyklopädischen Texten ist der fast ausschliesslich verwendete Modus der Indikativ, die Artikel vermitteln knappe, unwidersprochene, oftmals anonyme Aussagen, so dass sich die Frage stellt, ob Enzyklopädien nicht generell der Bildung von Vorurteilen Vorschub leisten. Im dynamischen Beziehungsgeflecht von Allgemeinwissen und Gesellschaft lassen sich Enzyklopädien sowohl als Instrumente der Opposition als auch zur Stabilisierung bestehender Hierarchien nachweisen. Während einige Enzyklopädien der Aufklärung und des Vormärz eine politisch oppositionelle Haltung einnahmen, präsentierten die nachfolgenden Nationalenzyklopädien einen gesellschaftlich oder machtpolitisch abgesicherten, nicht-experimentellen und dafür konsensfähigen Bildungskanon. Im 19. und 20. Jahrhundert bieten Nationalenzyklopädien ein breites Spektrum an nationalen Stereotypen, die zu verschärfter Abgrenzung tendieren. Der bereits 1734 erschienene Europa-Artikel von Zedlers Universal-Lexicon bietet zwar auch eine ganze Liste nationaler Vorurteile, etwa indem «die Teutschen» «insgemein der Trunkenheit beschuldiget» werden. Doch sind diese Stereotype in einen positiv beurteilten europäischen Kontext eingebunden. Meyers Konversationslexikon verschärft dagegen in der Auflage von 1895 den vermeintlichen Volkscharakter zum Kollektivsingular und weist diesen dem nationalen Lemma zu (Art. Frankreich: «Der Franzose reist weniger als der Engländer und der Deutsche und wandert auch weniger aus»). Universelle, auf Inklusion setzende Gegenprojekte, wie sie Paul Otlet, Otto Neurath und H.G. Wells als pazifistische Sicherung der neuen Weltordnung nach dem Ersten Weltkrieg vorschlugen, hatten keinen mit der Nationalenzyklopädie vergleichbaren Erfolg. Dafür waren Enzyklopädien im Kalten Krieg umso mehr zu intellektuellen Grabenkämpfen geeignet. In den fünfziger Jahren gab die Neuauflage der Americana und der Sowjetischen Enzyklopädie Anlass zu gehässigen Auseinandersetzungen. Erst nach dem Ende des Kalten Krieges und unter der Voraussetzung neuer Kommunikationstechnologien erscheint gelegentlich die Forderung, der enzyklopädische Text sei auf einen von der Öffentlichkeit überprüfaren «neutral point of view» auszurichten (s. freie Enzyklopädie Wikipedia). (mh.)

Yahoo! Gilt als Akronym für »Yet Another Hierarchical Officious Oracle« und bezeichnet die 1994 gegründete Website zweier Absolventen der Stanford University (David Filo und Jerry Young). Sie wollte ursprünglich Navigationshilfen für Internetbenutzer anbieten, indem die beiden Gründer Listen mit ihren Lieblingssites publizierten. Doch wuchsen diese Listen immer mehr an und mussten schliesslich zu Themen gruppiert werden, und diese wiederum zu Subthemen. Die Expansion dieser Themenlisten fand parallel zu der Explosion der im Internet angebotenen Inhalte statt. Heute ist deren Menge so gross, dass man sich als Suchender weniger die Frage stellen muss, ob man eine bestimmte Aussage im Internet findet; viel brennender ist die Frage, wie eine gefundene Aussage zu bewerten ist.

Heute [das war 2004!] ist Yahoo! eine der meistbesuchten Websites der Welt und eine der grössten systematisch geordneten Enzyklopädien, deren Redaktion Websites bewertet und manuell zusammenstellt. Das Unternehmen beschäftigte 2001 ca. 3'000 Mitarbeiter und machte im Januar 2004 ca. 550 Mio. \$ Umsatz. Ein Rätsel bleibt, wie Filo und Young dazu kamen, ihr Unternehmen nach einem Volk aus »Gullivers Reisen« zu benennen, das sich durch Hässlichkeit und Gemeinheit auszeichnet. (red.)

Zufall, der: Auftreten von nicht notwendigerweise eintretenden und nicht beabsichtigten Ereignissen. Die Auseinandersetzung um die Bedeutung des Zufalls variiert in enzyklopädischen Texten beträchtlich und ist als Gradmesser für Ausrichtung und Adressat der jeweiligen Enzyklopädie geeignet. Die Attraktivität des Begriffes nimmt dabei eher zu, der Trend zu kürzeren verdichteten Lemmata bestätigt sich in diesem Fall nicht. Die freie Enzyklopädie Wikipedia bietet allein 15 Weblinks, die sich mit dieser Thematik beschäftigen, unter Einbezug der Bedeutung des Zufalls für Philosophie, Mathematik, Physik und Psychologie und einer Literaturliste, die von Aristoteles bis zur Quantenphysik reicht und dabei erst noch auf den in älteren Lexika gängigen Verweis auf die privatrechtliche Dimension des Zufalls verzichtet.

Die Organisationsstruktur einer Enzyklopädie (vgl. Aal) trachtet danach, jeglichen Zufall aus dem Gebäude des Wissens zu verbannen. Dennoch bleibt der Zufall allgegenwärtig und ist nachgerade geeignet, die Ambivalenz zwischen enzyklopädischer Ordnungsabsicht und dem Zugeständnis an die anarchische Wirkung des Zufalls deutlich zu machen. So lädt die Struktur des Hypertextes zwar zum lesenden Flanieren ein, allerdings unter der flankierenden Kontrolle von ausführlichen Meta- und Paratexten. Seitenlange Titelangaben mit akribischer Aufzählung der berücksichtigten Wissensbereiche und opulente Vorworte sollten demnach nicht ausschliesslich als Propaganda verstanden werden. Sie sind – neben Atlanten, Schulbüchern, Unterrichtsfilmern und zahlreichen weiteren Nebenprodukten findiger Herausgeber – letztlich auch Versuche, den unberechenbaren Fragen und zufälligen Interessen geregelte Bahnen zu verordnen. Doch längst hat sich der Zufall in einem zentralen Bereich enzyklopädischer Wissensrepräsentation etabliert, nämlich in Artikeln über Erfinder und Entdecker. Im Kontext des enzyklopädischen Textes, in dem Bildung als in Laufmetern messbare Akkumulation von Wissen erscheint, ist kaum zu erwarten, dass statt konsequentem Forschergeist dem schieren Zufall ein Denkmal errichtet wird. So ist es denn auch nicht verwunderlich, dass nur wenige Enzyklopädien Serendipity erläutern, jenen glücklichen Zufall, der nur demjenigen zufällt, der ohne zu suchen fündig wird. (mh.)